



Was soll ich hier?

Erst Pandemie, jetzt Krieg. Dabei fing das Leben für den 16-jährigen Ukrainer Egor Klekha doch gerade erst an. Band, Bier, die erste Liebe und andere dumme Ideen. Aber jetzt sitzt er in Fischbachau, wo er nie hinwollte.

Von Marlene Knobloch, Süddeutsche Zeitung, 10.06.2022

Es ist ausgerechnet ein Montag, an dem sich Egor Klekha ein Stück von dem zurückholen will, das ihm Wladimir Putin geklaut hat. Ein Stück Jugend. Acht Uhr, der morgendliche Gong scheucht die Schüler auf ihre Plätze. Kichern verebbt, jemand reicht hektisch einen Zauberwürfel nach hinten, während sich der Lehrer räuspert. Zwei Neue sitzen an diesem Montag in der 9b der Mittelschule [Fischbachau](#), jeder für sich. Das Mädchen in der ersten Reihe ist vom Gymnasium geflogen, der Junge in der letzten aus der Heimat.

Egor schaut auf die Rücken der neuen Klassenkameraden. Seit Kriegsbeginn hat er kaum Gleichaltrige getroffen. Seit jenem Morgen, an dem er auf den Fliesen seines Balkons stand und in den Himmel über Saporischschja schrie.

Hätte ihm jemand gesagt, dass der Abend vorher sein letzter hier sein würde, damals am 23. Februar, vielleicht hätte er die Jungs angerufen. Ein Album, eine Nacht. Sein bester Freund Taras an der Gitarre, Tymophij am Mikrofon, er, Egor, am Bass. Ein bisschen von den *Ramones* geklaut, Hauptsache Punk, Hauptsache es scheppert, Hauptsache Rebellion und billiges Bier auf dem Boden verschüttet. Hauptsache er hätte ein Album. Etwas, das ihm niemand mehr nehmen könnte. Etwas, das er hier in Fischbachau zeigen könnte. Das mehr erzählt als alles, was er jetzt sagen kann. Was soll er auch sagen?

Die Neuen sollen sich vorstellen. Zuerst ist das Mädchen dran. Es schiebt die blonden Haare wie Gardinen vors Gesicht, sagt mehr zur Tischplatte als zur Klasse, sie sei fürs Gymnasium "wohl einfach zu schlecht". Weiter weiß das Mädchen nicht, flüchtet sich in ein schüchternes Lachen, eine Zahnsperre blitzt hervor. 14 Teenager kichern. "Wird scho, wird scho werden", sagt Herr Hönigs an der Tafel. Er schaut durch die Reihen, entlang der Glitzermäppchen und FC-Bayern-Sticker, entlang der unsichtbaren Trennlinie, Jungs rechts, Mädchen links. Sein Blick bleibt hinten hängen. An Egor, der nicht verstanden hat, worüber alle gerade gelacht haben. Er blinzelt in die Leuchte an der Decke, die krausen braunen Haare zum Zopf gebunden. Ein Ring hängt am rechten Ohr, er hat ihn mitgenommen von zu Hause, genauso wie das T-Shirt einer ukrainischen Metal-Band und die Flecktarnhose. Nur die Gummihausschuhe hat ihm seine Mutter bei Edeka geholt, das machen sie hier in der Schule so, Hausschuhe tragen.

Wenn Egor über die vergangenen zweieinhalb Jahre nachdenkt, landet er immer bei demselben Satz: "Was dich nicht umbringt, macht dich stärker." Er sagt es in fließendem Englisch. Anders kann



er sich das alles nicht erklären, diese "verrückte Zeit", wie er sie nennt. Zwei Jahre Pandemie, dann Krieg. Irgendwas Gutes muss doch am Ende rausspringen. Für seine Stadt, sein Zimmer, seine Schule, seine Freunde, seine erste Liebe, die ihm der Krieg nahm.

Der Lehrer stellt den Neuen vor, alle gucken. Aber was soll Egor schon sagen?

Einen Abend bevor die russischen Panzer über die Grenze seines Landes rollten, schrieb ihm sein bester Freund Taras: Wir sollten schnell Songs aufnehmen. *Fried Soup*, übersetzt frittierte Suppe, heißt ihre Band. Die Nacht vom 24. Februar zerschnitt den Gruppen-Chat in ein Vorher aus Witzen, aus großen Sprüchen vom Ruhm, den keiner ernst nahm, aus "Freitag Bandprobe", aus der drängenden Frage, woher sie ein Schlagzeug bekommen. Und in ein Nachher, in dem Egor eine Sprachnachricht an seine Bandkollegen schickte um 5.48 Uhr: "Putin, willkommen in der Hölle". Ein paar zynische Scherze plätscherten frühmorgens noch in den Chat, dann nichts mehr an diesem Tag.

"Wir haben noch einen neuen Mitschüler", sagt Herr Hönigs jetzt und nickt Richtung Egor. Vierzehn fremde Köpfe drehen sich zu dem kräftigen Jungen ganz hinten. Seine Wangen röten sich, er hat eine Stupsnase und kleine braune Augen. Ein Gesicht, das er bald rasieren muss.

"Das ist der Egor", sagt Herr Hönigs und will etwas über den neuen Schüler erklären, aber Egor redet einfach los. Doppelt so laut wie seine Vorrednerin ergreift er das Wort auf Deutsch: "Ja. Hallo." Nur - was dann? Wie stellt man sich vor, wenn alles, was man war, der beste Geschichtsschüler in der Klasse, Gamer, Bassist, verliebt in dieses eine Mädchen, wenn das alles jetzt weit weg ist?

"My name is Egor", sagt er zu den vierzehn Gesichtern, von denen wahrscheinlich keines je zerbombte Häuser gesehen hat. Auf Englisch fühlt er sich sicherer als auf Deutsch, dieser Sprache, die er jetzt lernen muss. Er sagt "Jiegor", aber hier im bayrischen Fischbachau, heißt er nur noch "der Egor". "Der Egor", 16 Jahre alt, ukrainischer Flüchtling. Das ist seine Identität im Exil.

Zwischen Lockdown und Krieg, irgendwo da lag die schönste Zeit seines Lebens. Auch das macht der Krieg. Dass sich ein 16-Jähriger angesichts der tristen Gegenwart solcher Superlative sicher ist. "Schönste", "beste", "letzte". Vor einem halben Jahr war Egor in die Großstadt gezogen zu seinem Bruder nach Saporischschja, besuchte eine der "besten Schulen" dort, bis Kriegsbeginn online. Seine Klasse hatte er nur wenige Wochen gesehen, wegen Omikron verhängten die Politiker nach Neujahr wieder Homeschooling. Kurz vor Kriegsbeginn wollten sie über das Ende der Pandemiemaßnahmen beraten. Keine Video-Kacheln mehr, bald würde er im Klassenzimmer mit seinem Geschichtslehrer diskutieren. An Wochenenden kam sein bester Freund Taras mit einer Flasche billigem Brandy, sie hörten Jazz, philosophierten. Wie an jenem Abend, an dem er irgendwann kotzend über der Kloschüssel hing, während Taras sich mit der E-Gitarre vor die Klotür legte und jaulte, bis beide Tränen lachten.

"Ich bin hierhergezogen aus der Ukraine", sagt Egor bemüht fröhlich, "wegen dem Krieg." Neben ihm steht derselbe blaue Rucksack, den er vor einigen Wochen morgens in seinem Zimmer in Saporischschja gepackt hat. T-Shirts, Socken, Unterwäsche. Zurück blieben die Geschichtsbücher, die orangene E-Gitarre, der Dostojewski-Roman, den er gerade las.



Egor schaut aus den Fenstern, auf die grünen Almwiesen, die Berge dampfen im Morgennebel. Er vermisst die Insel im Fluss, auf der Wildschweine leben, mitten in Saporischschja. Seine geliebte stinkende Stadt am Dnipro im Südosten der Ukraine. Wie senkrechte Kanonen feuerten die Schornsteine der Metallfabriken ihren Mief in den Himmel. Die Luft dort war wie ein öliger Umhang, so dreckig, manchmal konnte er sie berühren, sagt er. Bei ihm riecht die Sehnsucht nach Smog.

Am letzten Abend bevor der Krieg ausbrach, saß Egor vor dem Computer, spielte "World of Warcraft". Er putzte sich die Zähne, legte sich schlafen mit einer düsteren Ahnung, mit Sorgen, die seinen Ideen trotzdem nichts anhaben konnten: Band, Abitur, danach Studium, und da war noch diese Liebe. So sah sein Leben trotz Warnungen und Prognosen am 23. Februar aus. Nur, das alles kann er jetzt nicht erzählen.

Der Junge mit Fila-Schlappen rechts von ihm gähnt. Egor sagt jetzt, wo er wohnt in Fischbachau, oben am Hang. Er nickt mit dem Kopf Richtung Berge. Dann sagt er, warum er hier ist, an diesem Ort, an dem die Supermärkte um acht Uhr schließen, in dieser Klasse, in der er der Älteste ist und in der er Sachen lernen soll, die er an seiner Schule schon vor zwei Jahren durchgenommen hat, Chromosomen, Additionsverfahren: "Ich suche Freunde", sagt er.

Die Jugend vergisst keiner, der erste Kuss, das erste Bier. Für ihn ist sie die Zeit der letzten Male

Egor ist sechzehn Jahre alt. Ein Alter, in dem der Stimmbruch meist schon hinter einem liegt, die Schultern breiter geworden sind, die Hochphase der Pubertät ist fast überstanden. Der Bart wächst, das Interesse an Mädchen auch. Egors Stimme ist tief. Sechzehn ist ein Alter, in dem ukrainische Eltern jetzt entscheiden, ob ihr Sohn bleiben oder fliehen soll. Ob er noch Junge ist oder schon Soldat. Ein Alter, das Egor rechtlich noch erlaubt, sein Land zu verlassen. Und praktisch dazu verdammt, mit seiner Mutter und seinen Geschwistern in einem bayrischen Dorf zu warten. Während Freunde von ihm in Saporischschja Bomben basteln.

Die Jugend ist die Zeit, die man nie vergisst. Von der man den Menschen erzählt, die später zum Leben dazukommen. Das erste Konzert, das erste Bier, der erste Kuss. Für Egor ist sie eine Zeit der letzten Male.

"Zwölf" war die letzte Note, die Egor in seiner alten Schule in Saporischschja in der Ostukraine herausbekam. Bestnote. Für einen Essay über die Situation der Ukraine zwischen 1919 und 1924, seine Lieblingszeit in der Geschichte. Jetzt hört er dem Jungen mit Oberlippenflaum an der Tafel zu, wie er eine improvisierte Buchpräsentation über einen Krimi hält, den der Referent "krass spannend" fand und dem seine Power-Point-Präsentation unterwegs "von der Brücke gefallen" sei. Eine Leberkässemel liegt auf dem Tisch in der Reihe vor Egor. Deren Besitzer Schorschi dreht sich zu ihm, flüstert: "Siehst du alles?" Egor erschrickt erst, dann nickt er, schiebt ein Lächeln hinterher. Er versteht nur nichts von den 228 Buchseiten, die der Referent vorstellt, Deutsch lernt er ja erst seit ein paar Wochen.

Das Wort "Sonnenblumenöl" kennt er. Und ein paar Sätze kann er sagen: "Entschuldigen Sie bitte, wo finde ich", wenn er im Edeka einkaufen geht. Er kann seine ukrainischen Geschwister



korrigieren: Nein, nicht "ich hasse", "ich heiße, ich heiße Dima", sagt er seinem kleinen Bruder. Er weiß, dass es "dreißig" und nicht "dreizig" heißt, dafür "vierzig, fünfzig, sechzig". Aber wozu er das lernt, weiß er nicht.

Dabei ist die Jugend die Zeit der Entwürfe. Man entwirft, wer man sein will. Metalsänger oder Psychotherapeut? Gangster oder Indie-Schwarm? Streber? Philosoph? Sportskanone? Aber in Egor's Leben brachte ständig jemand alles durcheinander. Erst ein Virus, dann ein Diktator. Wer ist er jetzt in diesem Zwischenzustand?

Die 9b hat bald Pflichtpraktikum, fünf Tage Berufe schnuppern. Einige wissen schon, was sie werden wollen: "Irgendwas mit Handwerker", "a Landwirt", "a Mechaniker oder so". Schorschi will Psychotherapeut werden, genau wie Egor. Als die Deutschstunde zu Ende ist, dreht sich Schorschi um. "Hauptsache du bist safe", sagt er. Egor sagt "yes", Hauptsache sicher.

Sogar der Bunker wäre ihm lieber als diese Enge gewesen, sagt Egor. Er teilt sich ein Zimmer mit zwei jüngeren Brüdern in diesem Haus am Hang. Zu dritt schlafen sie in zwei aneinander geschobenen Holzbetten, zwei Tischchen an die Wand gedrängt, bleiben fünf Schritte Boden, die meist von schmutzigen Socken oder T-Shirts bedeckt sind.

Per Zufall, man muss es wahrscheinlich Glück nennen, landete die Familie in einem Haus, das sonst als Ferienhaus vermietet wird. Unten leben noch mal zwei Familien, insgesamt 30 Leute auf zwei Stockwerken, Dutzende kleine Schuhe stapeln sich im Hauseingang. Hinter dem Haus schlängeln sich Wanderwege zum Breitenstein-Gipfel, zur Kesselalm. Eine Idylle, aber was interessieren Egor die Wälder, was interessiert ihn der Schliersee. Was helfen ihm die uralten Wirtshäuser, wenn er nicht mal das Geld hat, dort zu essen.

Als Teenager hat man ein Recht auf dumme Ideen. Man probiert Zigaretten und so viel Tequila, bis man das Teufelszeug nicht mehr riechen kann. Man macht sich Gedanken über Pickel, den passenden Smiley. Aber über Sicherheit?

Zu dreizehnt saßen sie im Auto, 1000 Kilometer. Aber er wollte nur eines: dieses Mädchen sehen

Seit Egor hier ist, weint er jeden Tag. "Ich bin ein Kind", sagt er, als müsse er das erklären. Manchmal nimmt er eines der Fahrräder, die ihnen Leute aus dem Dorf gebracht haben, strampelt den Berg rauf. Die hohen Fichten, die bewaldeten Hänge erinnern ihn an die Karpaten. Dann rast er runter, ohne zu bremsen, so schnell, dass die Welt verschwimmt und die Angst in der Brust flattert.

Nach der ersten Pause stehen plötzlich zwei Mädchen vor seinem Tisch, die Arme kompliziert ineinander verdreht. "Ähm", beginnt die eine. "Sophia ist verliebt", plärrt ein Junge von hinten. Die Mädchen stöhnen genervt. "How old are you?", fragt Sophia, ihre Begleiterin nickt. Egor lächelt. "Sixteen", sagt er. "Cool", sagt das Mädchen. Dann drehen sich beide sehr, sehr schnell um und laufen zu ihren Plätzen.



Wie schwierig die Sache zwischen Mädchen und Jungs sein kann, hat Egor bereits rausgefunden. Der erste Kuss zählt mit ziemlicher Sicherheit zu den Ereignissen, die selbst Präsidenten nie vergessen. Egor erlebte ihn auf der Flucht.

Am Morgen des Kriegsbeginns rauchte er seine letzte Zigarette. Er stand am Balkon, fluchte. Dann überkam ihn die Panik, seine Mutter könnte rausfinden, dass er raucht. Sie schrieb ihm, sie sei gleich da. Egor drückte seinem Bruder die Schachtel Marlboro Rot in die Hand, er solle sie verstecken. Der Bruder darf mit 19 Jahren die Ukraine nicht verlassen. Sie holten den 14-jährigen Bruder aus dem Krankenhaus, der dort wegen der anderen Krise, Corona, lag. Der Bruder ist Asthmatiker, seine Lunge schmerzte, seit er am Virus erkrankt war.

Zu dreizehnt saßen sie dann in einem Auto mit acht Sitzen, fuhren Richtung Budapest. Seine Mutter, sein Stiefvater, neun Kinder und Basya, die haarlose Sphinx-Katze, die depressiv werden würde ohne Egor's Mutter. Und trotz allem, trotz des Drangs zu rauchen, trotz der Wut darüber, von jetzt an mit seiner Familie festzusitzen, trotz der Angst, russischen Panzern zu begegnen, trotz der Sirenen, trotz der Explosionen in der Ferne - für einen ganz kurzen Moment war Egor glücklich. Er wusste, sie kämen an Lwiw vorbei. Und bei Lwiw lebte dieses Mädchen.

1000 Kilometer fuhren sie so aneinandergesprengt vom Südosten der Ukraine in den Westen. Sie hörten Bomben aus der Ferne, prüften, ob die Straßen sicher seien, die sie nahmen. Egor bettelte 1000 Kilometer lang, dass sie eine kurze Pause machten in einer Kleinstadt bei Lwiw. Bis seine Mutter nachgab: Okay, eine Stunde.

Sie lernten sich letzten Spätsommer kennen. Sie schrieb ihm im Internet einen bösen Witz, irgendwas über geschredderte Babys und Pädophilie. Egor verliebte sich sofort. Sie teilte denselben absurden Humor. Sie interessierte sich wie er für ukrainische Geschichte, sie spielten Computerspiele zusammen, mochten dieselben Filme, "Fight Club", Filme mit James Dean, dieselbe Musik, Chopin, Wagner, *The Doors*, Jimi Hendrix, Metal, Punk, alles außer Pop. Egor konnte nicht fassen, dass ein solches Wesen existiert. Jeden Tag chatteten sie seitdem, telefonierten, erschienen am Bildschirm des anderen bei Videoanrufen. Wunderschön ist sie, sagt Egor. Der interessanteste Mensch in seinem Leben.

In einer Kleinstadt kurz vor Lwiw sprang Egor aus dem Auto und traf das Mädchen. Eine Stunde, hatte seine Mutter gesagt. Eine Stunde knutschte er. Egor's erster Kuss. Und da war es egal, dass es auf der Flucht aus seinem Heimatland passierte, während Bomben auf Mariupol flogen, während sein alter, 70-jähriger Geschichtslehrer sich eine Uniform überzog, um in den Krieg zu ziehen. Egor's ersten Kuss, den konnte selbst Putin nicht verhindern.

Nach dem Halt bei Lwiw froren sie nachts mehrere Stunden an der Grenze in den Bergen an einem Checkpoint, bis sie weiter durften Richtung Budapest. In der nächsten Nacht schauten Ungarn ins Auto, in dem dreizehn Menschen zu schlafen versuchten, verschwanden und kamen mit Big Macs von McDonald's zurück. Schließlich landete die Familie in Wien, in einem Hostel. Egor lag auf dem Hochbett, las die Nachrichten seiner Freunde. Taras war nach Tschechien geflohen, der Sänger der Band baute Molotowcocktails in Saporischschja. Sie schrieben ihm, dass er auf sich aufpassen solle und meinten nicht die Weltlage. Sie meinten sein Herz. Der Krieg erschütterte die Psyche seiner Lwiwer Freundin. Sie litt unter Angstattacken. Seit dem russischen Überfall mehrmals täglich. Und Egor wusste nicht, was er tun kann. Sie veränderte sich. Er veränderte sich.



Manches verpasst Egor gerade für immer, manches lernt er zu früh. Bitterkeit zum Beispiel

Wenn Egor über die Zeit spricht, sucht er nach den richtigen Wörtern. "Ich wusste nicht, wo ich war, was ich war." Aufstehen, essen, schlafen, so erinnert er sich an die Tage nach der Flucht. Er war überfordert, hatte keine Kraft, für nichts. Auch nicht für die psychischen Probleme seiner Freundin, die mit jedem neuen Tag im Krieg schlimmer wurden. So schlimm, dass er zum ersten Mal in seinem Leben mit jemandem Schluss machte. Er wusste nicht mehr, wie er mit ihr umgehen sollte. Man muss sich erst selbst heilen, bevor man andere heilen kann, sagt er.

Je länger der Krieg dauert, desto mehr Jugend rinnt ihm davon. Statistisch betrachtet hat Egor aus Saporischschja weniger Lebenszeit als die Jungs aus Fischbachau. Die Lebenserwartung 2019 lag bei ukrainischen Männern fast zwölf Jahre unter denen deutscher Männer. Und das war vor dem Krieg. Nur, was heißt Lebenserwartung, wenn man Teenager ist und schon ein 35-Jähriger steinalt?

Manchmal, wenn er nachts wach liegt, stellt er sich vor, wie es ist, erwachsen zu sein. Er wäre ein angesehener Psychotherapeut, ab und zu würde er Essays veröffentlichen, am Wochenende würde er Bier mit Taras trinken. Wie in den Wochen vor dem Krieg.

Kurz vor der letzten Schulstunde verteilt Egor grüne Scheine an Schorschi und die anderen, ein paar Hrywnja, ukrainisches Geld. Die Jungs schauen sie an wie seltene Briefmarken. Ein Geschenk, das Geld könne er gerade sowieso nicht umtauschen, es sei nutzlos, sagt er. Ob er sich nicht vorsetzen wolle, fragt Schorschi. Da packt Egor den blauen Rucksack, setzt sich auf den freien Platz neben Schorschi.

Manches verpasst Egor Klekha gerade für immer, manches lernt er zu früh. Wie die Bitterkeit gegenüber russischen Teenagern auf Tiktok, die Putins Propaganda folgen. "Ich will mein Land aufbauen", sagt er. "So wie Deutschland, nur daheim." Er will in Lwiw Psychologie studieren, sich in der Politik engagieren, da hat er konkrete Vorstellungen. Die Ukraine bräuchte mehr Liberalismus, weniger Macht für ein Staatsoberhaupt, er will die Korruption in seinem Land bekämpfen, sagt er. Und klingt jetzt sehr erwachsen.